

Der umstürzlerische Neubau [Fortsetzung]

Autor(en): **Moeschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 45

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 45 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 6. November 1920

Zwiegesang.

Von Walter Dietiker.

Die Mutter:

Der Himmel ist unendlich
Und weit dehnt sich das Meer,
Doch größer ist die Liebe —
Ich liebe dich so sehr.

Erhaben strahlt die Sonne
Und hoch der Sterne Licht,
Doch höher steht die Liebe —
Und ist und wandelt nicht.

So flammet, ihr Gestirne,
So glänze, weites Meer —
Doch meines Kindes Augen,
Sie leuchten mir noch mehr.

Das Kind:

Mein kleines Herze singet
Und Blumen lachen mir —
Die Blumen und die Lieder,
Ich schenk' sie, Mutter, dir.

Denn wie das Bächlein fließet
Zum tiefen blauen Teich,
So flutet meine Seele
Zu dir — und ist so reich.

Nimm alles, Lied und Blumen
Und mich und alle Luft,
Und küsse mir die Wangen
Und drück' mich an die Brust.

Beide:

Mit Himmelsodem tränkest,
O Herr, du Feld und Flur;
Doch was du Menschen schenkest,
Wie fassen wir es nur.

Wir dankten dir so gerne
Und finden doch kein Wort:
So sind wir nun wie Sterne
Und glühen schweigend fort.

So sind wir wie die Blume,
Die goldne Sonne trank:
Wir atmen dir zum Ruhme
Und blühen dir zu Dank.

Der umstürzlerische Neubau.

Von Felix Moeschlin.

Die Stadt war beruhigt. Man sah der Enthüllung des Konsortiumbestandes mit einer gewissen Schadenfreude entgegen. Man hatte irgendwelchen vandalisierenden Reigungen beizeiten den Kiegel vorgeschoben. „Auch der Kapitalismus ist nicht mehr allmächtig“, schrieb die „Volksfahne“. Das „Nationalblatt“ aber sprach von einem „imponierenden Sieg des demokratischen Gemeingefühls“. Auch die Prägung: „historische Stunde“ fand allgemeinen Anklang, und man orakelte an den neunhundert Viertischen ganz überzeugt vom „Anbruch einer neuen Ära“. Das Konsortium sollte nur kommen. Es war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wüchsen. Weder Hotel, noch Warenhaus, noch Seftenkirche, noch Bierhalle durfte auf dem genannten Terrain gebaut werden. Gott sei dank, daß das neue Zivilgesetzbuch im Heimatschutzparagrafen die nötige Handhabe geboten hatte. Aber ein Theater? Daran hatte man nicht gedacht. Aber das war ja undenkbar. Schon das alte

Stadttheater bestand nur dank seiner großen Defizite, die den Gedanken an einen irgendwie vernünftigen und anständigen Konkurs gar nicht aufkommen lassen konnten.

Und ein Variété? Hatte man die Möglichkeit eines Variétés vorgesehen?

Bleicher Schreden fuhr durch die Bürgerschaft. Nein, diese Möglichkeit hatte man nicht vorgesehen. Daß man so dumm gewesen war! Aber vielleicht ließen sich die Bestimmungen gegen ein allfälliges Heilsarmeelokal auch gegen ein Variété anwenden. Oder nicht?

„Und wenn ein Kino gebaut wird, so ein rechtes Luxus- und Allerweltskino mit Marmorsäulen und Logen, die in ihrem süßen Halbdunkel dem ersehntesten Chambre-séparée nichts nachgeben?“ Der betreffende Sprecher, von dem man munkelte, daß er dem Käuferkonsortium angehöre, lächelte vielsagend. Die Zuhörer kamen sich wie weiblich genasführte Dummeriane und Tolpatische vor. Zwanzig Advokatennasen

stedten sich aufs mal in dickleibige Folianten, um eine Rettung vor dem Kino zu suchen. Hundert Kaffeekränzchen wendeten sich umgehend an den „Verein zur Hebung der Sittlichkeit“, um ihn gegen dieses antimoralische Kino „mobil“ zu machen. Die Regierung ging eine ganze Woche lang nicht in die „Weltlinerhalle“. Die „Volksfahne“ wäre sonst imstande gewesen zu schreiben: „Statt dringenden Geschäften obzuliegen, sitzen unsere lieben Herren beim Weinglase.“ Das Erziehungsdepartement aber gab einem bekannten Schriftsteller den Auftrag, eine abschreckende Broschüre über die zersetzenden Wirkungen des Kinos auf Schüler und Schülerinnen im Alter von 14 bis 16 Jahren anzufertigen.

Endlich war das „Nationalblatt“, das aus lokalpatriotischen Interessen „keine Mühen und Opfer gescheut hatte“, in der glücklichen Lage, die Mitglieder des Konsortiums mit Namen nennen zu können. Man las und staunte. Lauter unbekannte und unbedeutende Leute. Ein Bäcker, ein Spengler, ein Kommis, ein Fuhrhalter, sogar ein Dienstmann — augenscheinlich Strohänner. Wer dahinter stand? Nicht zu sagen! Quälende, beängstigende, peinlich zunehmende Unsicherheit und unbestimmte Furcht versuchte naturgemäß in zunehmendem Grade das städtische Seelenklima — die allerbesten Bürger fanden ohne Schlafmittel keine Ruhe mehr; auch die hohe Regierung begann die Apotheken in Anspruch zu nehmen, ganz wie zu Zeiten des großen Bauarbeiterstreiks vor sechs Jahren — da waren die Herren vom Konsortium, die sich so wichtig vorkamen wie arme Teufel in prinziplicher Fastnachtstracht, endlich so freundlich, den Namen ihres Hintermannes zu nennen: Alexander Müller! Ein Jude? Nein. Ein Schweizer? Wahrscheinlich! Nun, Gott sei dank, er hätte ja ein Schwabe sein können! Die Herren vom Konsortium nannten auch die Kaufsumme. Nur den Betrag, der den Dank ausmachte für ihre Gefälligkeit, nannten sie nicht.

Die Kaufsumme ging weit über die gewohnten städtischen Begriffe hinaus. Man hatte den Hausbesitzern fehlenden Bürgersinn vorgeworfen. Angesichts der genannten Zahlen zog man den Vorwurf zurück. Soviel geschäftliches Verständnis und soviel Aufrichtigkeit besaß man. Und ein Schweizer hatte für den Ankauf dieses doch an und für sich etwas unbedeutenden Häuserblods soviel Geld ausgegeben? Das war ja ganz unschweizerisch. Etwa um sich einen Palast zu bauen? Das wäre noch unschweizerischer. Der Schweizer sammelt bloß Geld; aber er gibt's nicht aus. Der betreffende Alexander Müller sei lange in der Fremde gewesen? Nur ja, das machte ja vieles begreiflich; die Fremde hat schon manchen verdorben. Es sei sogar nicht ausgeschlossen, daß er ein ehemaliger Bürger der Stadt sei? Das Konsortium habe bestimmte Anhaltspunkte dafür? Und er komme nun nach der Stadt, um in der Heimat zu sterben? Na, na, ganz schön; aber dafür soviel Geld auszugeben, das war ein bißchen übertrieben, das hätte er billiger haben können, wahrhaftig, und in einer schöneren Gegend. Jedenfalls also kein Kino. Oder etwa doch?

Alexander Müller erschien. Man merkte erst, daß er in der Stadt sei, als er schon drei Tage lang dagewesen war. Märchenhaftes umglänzte ihn ganz und gar nicht. Er prunkte weder mit Luxus, noch mit Einfachheit. Er

wohnte zwar im Hotel „Drei König“ und besaß ein Auto. Aber es hatten schon ärmere Leute als er im genannten Hotel gewohnt, und mehrere der einheimischen Seidenfabrikanten besaßen Automobile, die sich neben diesem auswärtigen Benzinwagen getrost sehen lassen durften.

Alexander, wie man ihn gleichsam auf allgemeine Verabredung hin von nun an stadtauf, stadtab vertraulichweise nannte, schien wirklich dem schweizerischen Menschentypus anzugehören, deponierte aber auf dem Stadthause Papiere, die seine deutsche Staatszugehörigkeit klipp und klar bewiesen und einen kleinen Ort in Westfalen als Geburts- und Bürgergemeinde nannten. Im übrigen redete er weniger häufig und laut, als es der Art eines Deutschen entspricht, war sogar noch stiller und bescheidener als ein Ostschweizer, und wer mit ihm verkehrte, hatte aufrichtig gestanden Mühe, sich einer leise und verschämt aufquellenden Sympathie zu erwehren, so einnehmend war das Wesen dieses fremden Eindringlings, der vielleicht in ein paar Wochen oder Monaten den Grundstein zu einem luxuriösen Kino mit Marmorsäulen legte. „Stille Wasser sind tief“, murmelten die Argwöhnischen. Im allgemeinen aber darf man sagen, daß sich seit Ankunft Alexanders die nervöse Spannung und fieberhafte Unruhe um etliches gelegt hatte, wie man ja immer einer sichtbaren, personalisierten Gefahr ruhiger und mutiger entgegentritt als einer bloß unbestimmten und drohenden. „Wir wollen mal zusehen, was geschieht, und uns dann schon wehren“, sagte die Stadtmeinung mit etwas erzwungener Haltung, seitdem sie dem millionenreichen Käufer von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Und sie kam sich ganz mannhaft und gutseligendüssisch vor, würdig der Vorväter, die bei Sempach, Näfels und St. Jakob geblutet hatten.

Der Abbruch begann, mit Anwendung von augenscheinlich amerikanischen Methoden, das sei bemerkt. Aber man regte sich nicht sonderlich darüber auf. Denn auch bei der Beseitigung der sonst unvermeidlichen Staubplage waren dem Vernehmen nach amerikanische Methoden und Maschinen maßgebend und wirksam. Man ließ es sich gerne gefallen. Man hatte es eigentlich nicht anders erwartet. Alexander sah ganz darnach aus, als ob er niemand etwas zu leide tun möge. Das „Nationalblatt“ fand es für nötig, dieser rücksichtsvollen Art, Häuser abzureißen, seine volle Anerkennung auszusprechen. Sogar die „Volksfahne“ gab ein paar lobende Worte, denen man aber die schwere Geburt anmerkte; aber es war doch ein deutliches Lob und kein unverdientes: Alexander hatte alle beteiligten Arbeiter weit über das gesetzliche Maß und Maß hinaus gegen Krankheit, Unglücksfall, Invalidität und Tod versichert. Das war schön, nicht wegzuleugnen. Obwohl sich einige Baufirmen von der Befürchtung einer unangenehmen und kostspieligen Rückwirkung dieses „schlechten Beispiels“ auf die eigene Arbeiterschaft nicht freimachen konnten.

Aber das alles waren ja nur Kleinigkeiten gegenüber der großen Frage: Was wollte er, was wollte er, was wollte er?

Es gab Fehler in Buchführungen, Versehen in ärztlichen Rezepten, unbegreifliche Nachlässigkeiten in Schüleraufgaben, verspätete Lieferungen, ja sogar zwei kleine Zugzusammenstöße auf dem Rangierbahnhof — die alle nur auf die allzusehr

von Alexander in Anspruch genommene Denkfähigkeit zurückzuführen waren. Es gab Mütter, die wegen Alexander die Säuglinge zu stillen vergaßen, und noch mehr Mütter, die die Milchflaschen überhitzten, so daß die Kindersterblichkeit sicher zugenommen hätte, wenn den zahnlosen Kleinen nicht die Gabe des Schreiens verliehen gewesen wäre. Man erzählte sich sogar von einem Polizisten, dem in der Rürschnergasse ein nicht ungefährlicher Verbrecher entwischt war, nur weil auch dieser Staatsbeamte dem Probleme Alexander allzu eifrig nachgegangen hatte. Daß gleichzeitig so und so manche Suppe gezuckert, so und so manche Lorte versalzen wurde, ist ja eigentlich selbstverständlich. Alexander wurde schließlich ganz einfach der Sündenbock für alles: Wenn ein Schüler zu spät in die Schule kam, so war es wegen Alexander, und wenn ein Ehemann erst morgens früh und angebusekt zum Schlafzimmer stolperte, so brauchte er nur „Alexander“ zu stottern, um sicher Verzeihung zu finden. Und als im Großen Rat eine allzu große Nachgiebigkeit des Regierungsrates gegenüber einer ausländischen Macht scharf gerügt wurde — es betraf einen Journalisten, der in übelwollenden Zeitungen seines Heimatlandes nicht nur über schweizerische Verhältnisse alles Mögliche zusammenlog, sondern über gewisse schweizerische Verhältnisse sogar die Wahrheit auslagte — brauchten die Beschuldigten nur an die Angelegenheit „Alexander“ zu erinnern, die sie seit einiger Zeit wie bekannt allzusehr beschäftigte und beschäftigen müsse, um den Interpellanten glatt zum Schweigen zu bringen.

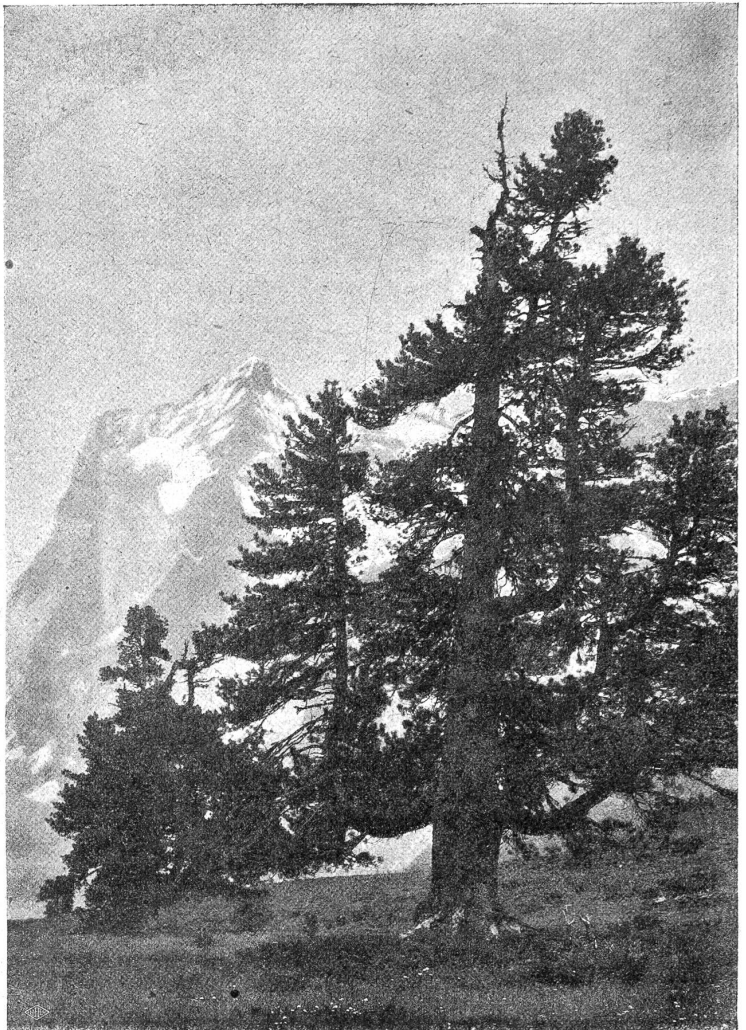
Das Gesuch um Baubewilligung brachte erwünschte Klarheit, eine ganz verblüffende Klarheit. Es waren mehr als hundert Betten für und wider dies oder jenes abgeschlossen worden: Keiner konnte sich rühmen, gewonnen zu haben. An die Möglichkeit, die sich jetzt offenbarte, hatte niemand gedacht. Die eingereichten Pläne zeigten eine dem großen Plage entsprechende Gartenanlage, eine niedrige Umzäunung und ein kleines Landhaus, ein unzweifelhaftes, richtiges Landhaus!

Der Verein zur Hebung der Sittlichkeit brauchte nicht einzuschreiten. Mittelstands- und Hotelierverband konnten sich beruhigen.

Aber die Freunde des alten Stadtbildes waren nicht zufrieden. Und der Architektenbund auch nicht.

Du lieber Himmel, es war zum Tränenvergießen! Ein Garten und ein Landhaus mitten in der Stadt, im Herzen des Gemeinwesens, bei diesen altmodischen Häusern, die geschlossene Bauweise unharmonisch zerreißen, dem Marktplatz den so bitter nötigen Hintergrund raubend — es durfte nicht erlaubt werden.

Aber das Unerwartete geschah: das Gesetz versagte; es hatte eine Lücke. Gerade der Zahn, der zubeißen sollte, fehlte. Wohl fanden sich übergenug Bestimmungen, die gegen die Spekulationswut, gegen die eigennützige Ausnützung des Bauterrains gerichtet waren. Dachgesimshöhen, Maximalausmessungen nach oben waren genau vorgeschrieben. Aber es fehlten Minimalbestimmungen. Wer hätte



Arven an Wärgi talalp Blick auf das Wetterhorn

sich denn auch denken können, daß ein Mensch die Idee fassen würde, mitten in der Stadt — ein Landhaus zu bauen?

Man mußte es geschehen lassen. Trotzgründe gab es gottlob genug: Die andern Häuser stiegen im Preis, weil so und so viele Laden- und Bureauräumlichkeiten für immer verschwanden. Die schöne Aussicht kam als Zugabe. Und das Herz der Stadt kriegte eine bessere Sauerstoffzufuhr. Der Physikus schmünzelte und machte sich schon das Schema zurecht zu einer interessanten Arbeit über den Einfluß dieses neuen Naturparkes auf den allgemeinen Gesundheitszustand. Vielleicht, daß dann die Tuberkulose in den benachbarten Hintergäßchen abnehmen würde.

Alexander erhielt die Baubewilligung. Ins historische Museum aber kam von Staatswegen ein Relief der abgerissenen Häusergruppe. An regnerischen Sonntagen wurde es von empfindsamen Freunden des alten Stadtbildes beschaut. Das war wenigstens etwas. Wenn man sich niederbeugte und die Nase in Tischhöhe hielt, konnte man sich vorstellen, man schaue in die alte Gewürzmüllergasse hinein. So naturgetreu stand das Modell da.

Anfangs März waren auch die alten Fundamente bis auf eine Tiefe von vier Metern ausgehoben. Durch die Straßen der Stadt kamen schwere, ächzende Wagen gefahren. Sie waren mit Erde beladen. Auch Lastautomobile waren

dabei. Wo diese Wagen vorüberfuhren, stieg ein seltsamer, starker Geruch zwischen den Häuserwänden auf. Die Leute schnupperten, unbegreiflich erregt und wie gestachelt von



Mittlere Partie des Baach-Oberlagers, (ca. 2000 m/M.) mit Saulhornweg.

einer ziellosen Sehnsucht. Dieser Erdgeruch von den vielen Hunderten von Bierspännern und Lastautomobilen, die Tag um Tag durch die Stadt fuhren, war stärker als aller verhohte Gassengeruch, als das Luftgemisch von Kaffeedampf und Kartoffeldünsten, von Britetts zweiter Qualität und schlechtgelüfteten Betten, von Bodenwische und Seifenwasser, von Speiseresten und alten Lumpen, von sauren Mienen und griesgrämigen Gesichtern.

In der Hindelbankerstraße geschah es, daß einer ganz verrückt zum Fenster hinausschrie, als wieder so ein Wagen mit Erde vorüberfuhr: „Die Erde kommt beim Eid von Meisterbach“, schrie er; „ich riech es, ich riech es!“ Er stammte von Meisterbach. Und die Erde stammte wirklich auch von Meisterbach. (Fortsetzung folgt.)

„Bärndütsch.“*) (Schluß).

Der Band „Lüchelflüh“ fand warme Aufnahme. Wenn es auch kein Romanbuch ist, das man in einem Zuge durchliest — dafür ist es zu sehr mit Wissenschaft befrachtet — so ist es doch ein Familienbuch vornehmster Art, das man gerne und mit Stolz zu seinem Bibliothekbesitz rechnet. Man nimmt es in beschaulichen Stunden zur Hand und liest ein oder zwei Kapitel daraus oder schlägt ein vergessenes Dialektwort oder eine Redewendung nach, die einem aus Gottelfs oder Simon Gfellers Geschichten in den Ohren klingen.

*) Die Bildstöcke auf den Seiten 431, 432 u. 434 stammen aus Dr. Friedli „Bärndütsch“, Band „Grindelwald“. Verlag A. Francke, Bern.

um genau zu wissen, wie es sich damit verhält. Und jedesmal weckt es in einem das Heimweh nach dem Dufte der Heuwiese und dem Geruch der Aderscholle.

Als das Buch fertig gedruckt war, hatte Friedli längst schon sein Zelt in Grindelwald, dem Zentrum seines zweiten Forschungsgebietes, aufgeschlagen. Es galt, in der Frist von drei kurzen Jahren einen riesigen Studienstoff: Natur und Volk eines interessanten Stückes Bergwelt zu erforschen und zu durchdringen. Von der Arbeitsmasse, die zu bewältigen war, gibt das Quellenverzeichnis des Bandes „Grindelwald“ von 183 Nummern eine blasser Vorstellung. Naturwissenschaftliche, geographische, historische und philologische Werke hatten gleichermaßen Anteil am Interesse des „Bärndütsch“-Bearbeiters. Der fast 700 Seiten starke „Grindelwald“-Band — nicht minder vornehm ausgestattet als „Lüchelflüh“ (Druck, Papier und Einband sind geradezu unübertrefflich) — stellt denn auch eine schier erschöpfende Monographie der Grindelwalder Berg- und Talschaft dar. Naturgemäß sind darin die für die Gegend charakteristischen Natur- und Lebensgebiete: die Bergwelt mit ihren Gipfeln und ihren Gewässern, Gletschern, Lawinen, dem Föhn, dem Bergwald, dem Sennen- und Hirtenleben, ihren Märchen und Sagen stark hervorgehoben.

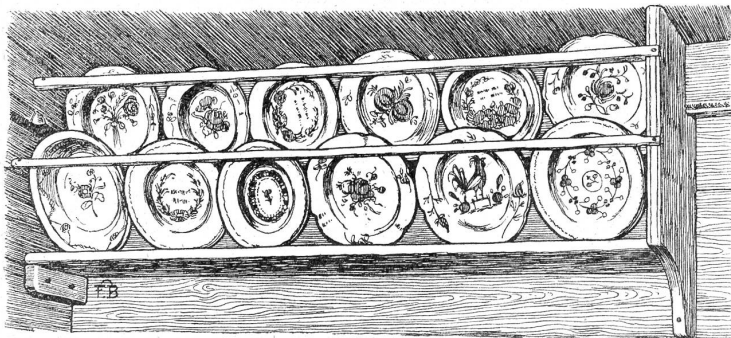
Auch für die folgenden Bände „Guggisberg“ und „Ins“ hielt sich Friedli streng an den Grundsatz: nicht Gesagtes wiederholen! Zwar ließen sich die Kapitel Rahmung, Kleidung, Obdach, Gewerbe, die zum eisernen Bestand jeder Volkskunde gehören, nicht umgehen. Aber die landschaftliche und historische Eigenart der neuen Mundartgebiete läßt auch in diesen Kapiteln keine störende Gleichartigkeit entstehen.

Ueber die beiden letzten Bände, „Guggisberg“ (1911) und „Ins“ (1914) ist hier schon ausführlich referiert worden.* Ich verweise auf jene Aufsätze. Im November 1912 wurde dem Verfasser der Bärndütsch-Bände eine große, aber verdiente Genugtuung zuteil: er wurde von der Berner Hochschule zum Ehrendoktor ernannt. Die gleiche Ehrung erfuhr der Verleger, Herr A. Francke, für seine großen Verdienste um das Zustandekommen des Werkes.

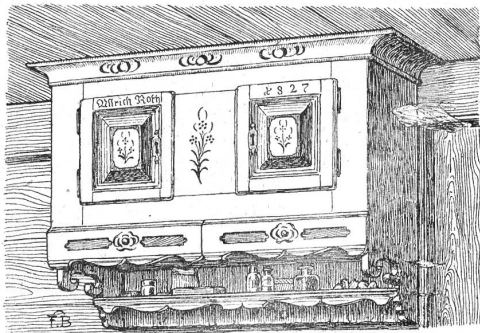
Der Krieg brach los. Unbeirrt arbeitete Dr. Friedli weiter. „Zwann“, der zweite Seelandband — „Ins“ vermochte die Fülle des Stoffes nicht zu fassen — wurde im Manuskript vollendet. Der Verleger aber wollte mit der Drucklegung zuwarten bis bessere Zeiten kämen. Dr. Friedli suchte sich einen neuen „Lagerplatz“, um mit den Ausdrücken der Erdforscher zu reden. „Aarwangen“ wurde fertig. Und zum sechsten Mal brach der „Bärndütsch“-Forscher sein Zelt ab, um es wiederum droben in den Bergen aufzuschlagen. Heute steckt er mitten in der Arbeit zu seinem 7. Bärndütsch-Buche, das „Saanen“ heißen soll.

Der freundlichen Einladung Dr. Em. Friedlis folgend, unternahm ich diesen Sommer die Reise hinauf ins schöne

*) Ueber „Guggisberg“ siehe I. Jahrg. (1911) S. 5 u. 12 f. u. über „Ins“ IV. Jahrg. (1914) S. 112 ff. u. 128 ff.



Blatteschäft (Geschirrbank in der Wohnstube).



Bemaltes Wandschäftli.